

Thomas Stamm-Kuhlmann**Zum Gedenken an Königin Luise von Preußen – Hohenzieritz, 19. Juli 2010**

Als Luise, die junge Braut des preußischen Kronprinzen, im Dezember 1793 in Berlin einzog, fand sie dort zwei Königinnen von Preußen vor. Als ihr Gemahl im November 1797 den Thron bestieg und sie selbst Königin wurde, gab es außer Luise noch immer eine andere, und so haben bis 1805 immer zwei Königinnen in Berlin gelebt. Dass das möglich war, ist kein Wunder, denn es handelte sich jeweils um die Witwen der Vorgänger. Das Erstaunliche ist etwas anderes. Warum kennt diese verflissenen Königinnen kaum jemand? Warum aber kennen so viele noch Königin Luise?

Sicherlich gibt es noch einige royalistische Traditionskompanien und manchen, der Geschichte als Steckenpferd betreibt, und in diesen Kreisen würde man mir antworten: Wieso, das eine war Elisabeth Christine, Witwe Friedrichs des Großen, die 1797 gestorben ist, und das andere war Friederike Luise, Witwe Friedrich Wilhelms des Zweiten und Luisens Schwiegermutter, die 1805 das Zeitliche gesegnet hat. Aber selbst die meisten, die noch glauben, dass Geschichtswissen auch etwas mit Fakten über Herrscherhäuser zu tun hat, müssten bald aufgeben, wenn wir sie aufforderten: Nun erzählt uns mal mehr über diese beiden Damen.

Man weiß einfach zu wenig, und man weiß sogar viel weniger, als man wissen könnte, wenn man sich denn interessierte, aber man interessiert sich nicht. Wohl aber interessiert man sich für Luise.

Wenn wir eine Summe ihres Lebens ziehen und ihre Bedeutung in zwei Sätzen zusammenfassen müssten, was würden wir sagen?

Sicherlich, dass sie eine durch Natürlichkeit und Spontaneität gewinnende, sich energisch in Preußens Außenpolitik einmischende Persönlichkeit gewesen ist. In der Beurteilung von Personen war sie treffsicher und darum ihrem Gemahl eine echte Stütze. Der Gang nach Tilsit würde jeder Nation, die eine solche Königin in ihrer Geschichte besessen hätte, denkwürdig sein. Das Mühsame und Opfervolle erscheint uns aber besonders bedeutsam, weil es eine junge, schöne, attraktive Frau getroffen hat. Oder, wie der Historiker Michael Salewski es vor kurzem in seinem Buch „Revolution der Frauen“ recht drastisch ausgedrückt hat: „Das Königliche und das Sexuelle waren hier perfekt vereint [...] Luise wurde ‚entrückt‘, als es dem Staat am übelsten ging und sie am schönsten war.“⁴¹ Ohne Zweifel hatte sie schon kurz nach

der Thronbesteigung die Männerwelt mit ihrer erotischen Ausstrahlung elektrisiert, die durch die Mode des Empire wirkungsvoll zur Geltung kam – es sind genug Gemälde überliefert, die uns das belegen können, und Schadows Prinzessinnengruppe reicht allein schon, um es zu beweisen. Fremde Gesandte waren von ihr angezogen, Dichter einer immerhin großen literarischen Ära schwärmten von ihr, der genialische Prinz Louis Ferdinand missgönnte sie dem König, den er verachtete. Die Neigung, das Schöne mit dem Guten gleichzusetzen und daher in einer schönen Frau auch eine gutherzige Frau zu vermuten, half, den Ruhm aufzubauen. Aus dem Lasziven wurde im Verlauf des 19. Jahrhunderts, wie Philipp Demandt gezeigt hat,ⁱⁱ das Engelhafte, in jenem Jahrhundert, in dem Engel, die in der Bibel als Männer vorgestellt sind, endgültig zu Frauen mutiert waren.ⁱⁱⁱ

Das 19. Jahrhundert hatte mit der Rolle Luises freilich ein Problem, das nie ganz aus der Welt geschafft, sondern immer nur umschifft werden konnte. Wie männlich hätte die Königin denn sein dürfen? Was riskierte man, wenn man behauptete, dass Luise durch ihr kluges Eingreifen Preußens Ehre gewahrt und dem König zu den richtigen Beratern verholfen hatte? Musste nicht jeder, der dieses lobte, damit zugeben, dass damit Defizite des Königs ausgeglichen wurden? Und konnte man es sich erlauben, Friedrich Wilhelm III. auf diese Weise in der Historiografie zu demontieren? Politisch kluge Frauen, die mit formaler Macht ausgestattet waren, wollte die regierungsamtliche preußische Politik im Verlauf des 19. Jahrhunderts genau so wenig sehen wie die affirmative politische Geschichtsschreibung der Zeit. So musste zwar gelobt werden, wo die Königin ihrer Einsicht in den prinzipiell unversöhnlichen Charakter Napoleons gefolgt war – einer Einsicht, von der auch der König selbst die meiste Zeit geleitet worden ist. Auf keinen Fall aber konnte ein wilhelminischer Historiker oder auch – später - eine Historikerin aus dem Dritten Reich^{iv} ein Interesse daran haben, aus Luise eine jener mächtigen, vor nichts zurück schreckenden Frauen zu machen, wie Katharina die Große gewesen war, einen Frauentyp also, der den Männern des 19. wie des 20. Jahrhunderts Schrecken eingejagt hat. Stattdessen blieb Luise in erster Linie eine Dulderin und ein Vorbild an Mütterlichkeit.

Außerdem: War es nicht auch zweifelhaft, dass Luise damit richtig gehandelt hatte, Friedrich Wilhelm 1806 zum Widerstand gegen Napoleon anzustacheln? Hätte nicht Preußen als Juniorpartner Frankreichs seine Stellung ausbauen können, wie es Prinz Heinrich, der Bruder Friedrichs des Großen, in seinen Denkschriften bis zu seinem Lebensende 1802 immer wieder vorgeschlagen hatte? Der Kurs, den Luise ihrem Gemahl ans Herz gelegt hat, war ja nicht

alternativlos. War er aber ein Fehler, dann mussten die Freunde des Ansehens der Königin Luise eigentlich daran interessiert sein, ihren Einfluss in dieser Sache herunter zu schreiben.

Heutzutage, wo die zahllosen immer wieder von neuen Autoren und Autorinnen veröffentlichten Luisenbiografien durchaus gern von Frauen gekauft werden, die sich in anspruchsvollen Berufen durchgesetzt haben, scheint sich das neueste Luisenparadigma zu verbreiten, das meiner Meinung nach auf Täuschung beruht. Heute hätte man sie wohl genauso gern als emanzipierte Frau, wie man im 19. Jahrhundert versucht hat, jeden Anschein davon zu vermeiden. Und dieser Versuch scheint mir verfehlt. Die Selbstzeugnisse sind zu deutlich, die erkennen lassen, dass Luise sich mit den rechtlichen Schranken, die ihrem Status als Gemahlin des Königs gezogen waren, stets abfand. Sie sah ihre Stärke darin, diese Schranken lediglich zu unterlaufen oder zu überspielen gerade mit den Mitteln, die als die typischen Waffen der Frauen empfunden werden. Eine emanzipierte Frau, so meine ich, hätte anders gehandelt, hätte versucht, in die Gesetzgebung einzugreifen, den Status der Frauen im Königreich zu verbessern, und zur Politik mit grundsätzlichen moralischen und strategischen Überlegungen Stellung zu nehmen. Schließlich war der Verfasser des feministischen Traktats „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“, Theodor Gottlieb von Hippel, der Onkel jenes Theodor Gottlieb von Hippel, auf dessen Gut vor den Toren Königsbergs Luise 1808 noch einmal so etwas wie Glück empfunden hat. Doch hatte der alte Hippel seinen Text 1792 anonym veröffentlichten müssen, und wir haben keine Anzeichen, dass der junge Hippel mit Luise darüber geredet hat. Dem emanzipierten Typ Frau sind die deutschen Kaiserinnen Augusta und Victoria (nicht aber Auguste Victoria!) erheblich näher gekommen, und möglicherweise hatte die Verzweiflung der Kaiserin Elisabeth von Österreich, die sich im Staat ihres Gemahls Franz Joseph nicht mehr zurecht fand, schon etwas mit der Ahnung zu tun, dass sich das gesamte Konzept der Monarchie, das Franz Joseph verfolgte, längst überlebt hatte.

Von solchen Ahnungen war Luise weit entfernt. Sie hätte wohl ihrem Mann zugestimmt, der die Revolution von 1789 auf die moralische Verkommenheit der französischen Hofgesellschaft zurückführte und also persönliche, nicht strukturelle Motive dafür geltend gemacht hat. Eine solche Auffassung war zwar ehrenwert, aber nicht weit blickend.

Wir stehen also wieder vor unserer Ausgangsfrage: Warum haben wir uns heute hier versammelt? Ich glaube, der wirkliche Grund ist, dass eine Persönlichkeit, deren sympathisches Wesen durch ausreichende Zeugnisse überzeugend belegt ist, und dazu ein außergewöhnliches Schicksal in einer Zeit, die einen Napoleon als Widersacher aufbot, sowie ein tragischer Ver-

lauf dieses Schicksals allemal ausreichend sind, um das Gedächtnis der Menschen zu faszinieren. Wir sehen es daran, wie oft sich das Kino des Luisenstoffes angenommen hat.

II.

Trotzdem ist die anziehendste Persönlichkeit verloren, wenn man nichts von ihr weiß. Luise aber hatte erstklassige Publicity schon zu Lebzeiten. Solche Publizität wurde in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts bereits auf sehr gekonnte Weise inszeniert. Sie war aber keineswegs das Ergebnis eines staatlichen Propagandaapparats, denn einen solchen gab es nicht. Sie war das Produkt der persönlichen Initiative einzelner Figuren in Hof, Verwaltung und Medienwelt, die ihrerseits wiederum wahrgenommen hatten, dass es draußen in der Öffentlichkeit eine aufnahmebereite Stimmung gab, eine Atmosphäre, die sagte: Gebt uns in diesen schrecklichen revolutionären Zeiten Könige zum Anfassen, damit wir nicht auch Revolutionäre werden müssen. Wir wollen ja gerne königstreu sein, wir müssen nur sehen, dass es sich lohnt. Gebt uns keine Marie Antoinette, der man alle möglichen Gemeinheiten andichten konnte – auch das Unglück der Marie Antoinette war mit geschaffen durch eine Propaganda, die ungesteuert aus der diesmal allerdings gehässigen Stimmung der Pariser Öffentlichkeit erwachsen war.

Der traurige Tod der Marie Antoinette lag weniger als drei Monate zurück, als Luise in Berlin Einzug hielt. Der Wunsch aber, einen solchen unglücklichen Verlauf zu vermeiden, war allgemein. Revolutionsfurcht war in Berlin durchaus nicht unbekannt, aber viele höhere Beamte und der größte Teil der Intelligenzschicht in Preußen hofften, dass eine Revolution in Preußen schon deswegen unnötig sei, weil in Berlin ja die Vernunft selbst auf dem Thron saß. Es war leicht gewesen, das zu Lebzeiten Friedrichs des Großen zu glauben. Jetzt, als Friedrich Wilhelm der Zweite regierte, war es nicht ganz so leicht. Aber der Thronfolger, den Luise gerade heiraten sollte, versprach um so mehr. Nachdem Friedrich Wilhelm der Dritte und Luise dann König und Königin geworden waren, erschien, 1798, in den „Jahrbüchern der Preußischen Monarchie“, einem Organ der staatstragenden preußischen Bildungsschicht, ein rätselhafter Text, dessen Autor sich das Pseudonym „Novalis“ zugelegt hatte. Der Aufsatz hieß „Glauben und Liebe oder der König und die Königin.“ Darin standen Passagen wie diese:

„Der König ist ein zum irdischen Fatum erhobener Mensch. Diese Dichtung drängt sich dem Menschen nothwendig auf. Sie befriedigt allein eine höhere Sehnsucht seiner Natur. Alle Menschen sollen thronfähig werden. Das Erziehungsziel zu diesem fernen Ziel ist ein König.

Er assimiliert sich allmählich die Masse seiner Unterthanen. Jeder ist entsprossen aus einem uralten Königsstamm. Aber wie wenige tragen noch das Gepräge dieser Abkunft?“

Und weiter:

„Die Königin hat zwar keinen politischen, aber einen häuslichen Wirkungskreis im Großen. Vorzüglich kommt ihr die Erziehung ihres Geschlechts, die Aufsicht über die Kinder des ersten Alters, über die Sitten im Hause, die Verpflegung der Hausarmen und Kranken, besonders der von ihrem Geschlechte, die geschmackvolle Verzierung des Hauses, die Anordnung der Familienfeste, und die Einrichtung des Hoflebens von rechtswegen zu.“

Das sind sehr eingeschränkte Funktionen, die ungefähr dem entsprechen, was die bürgerliche Hausfrau zu jener Zeit an Kompetenzen besaß. Die Königin sollte vor allem durch das Beispiel wirken. Denn, so schrieb Novalis weiter:

„Der Hof ist eigentlich das große Muster einer Haushaltung. Nach ihm bilden sich die großen Haushaltungen des Staats, nach diesen die kleinern, und so herunter. Wie mächtig könnte nicht eine Hofreform wirken! Der König soll nicht frugal, wie ein Landmann, oder ein begüterter Privatmann seyn; aber es gibt auch eine königliche Frugalität, und diese scheint der König zu kennen. Der Hof soll das klassische Privatleben im Großen sein. Die Hausfrau ist die Feder des Hauswesens. So die Königin, die Feder des Hofes. Der Mann furnirt, die Frau ordnet und richtet ein. Ein frivoles Hauswesen ist meistens die Schuld der Frau. Daß die Königin durchaus antifrivole ist, weiß jedermann.“

Schon 1798 sollte Luise zur Mustergattin werden. Novalis meinte:

„Jede gebildete Frau und jede sorgfältige Mutter sollte das Bild der Königin, in ihrem oder ihrer Töchter Wohnzimmer haben. Welche schöne kräftige Erinnerung an das Urbild, das jede zu erreichen sich vorgesetzt hätte. Ähnlichkeit mit der Königin würde der Charakterzug der Neupreußischen Frauen, ihr Nationalzug. Ein liebenswürdiges Wesen unter tausendfachen Gestalten.“

Tatsächlich haben sich die Königliche Porzellanmanufaktur und das dahinter stehende Finanzministerium auch darum gekümmert, dass Büsten und Standbilder Luises in ausreichender Zahl zu erschwinglichem Preis erhältlich waren, und man mag darin einen Zug indirekter staatlicher Beeinflussung der öffentlichen Meinung erblicken.

Als der Aufsatz „Glauben und Liebe“ erschienen war, ließ Friedrich Wilhelm Nachforschungen anstellen, wer sich hinter dem Pseudonym Novalis verbarg. Es hieß, dass es sich um einen entfernten Neffen des Außenministers Freiherrn von Hardenberg handelte. Friedrich Wilhelm hatte diese seltsame Lobpreisung überhaupt nicht gefallen. Wie sollte er jemals einem so hoch gesetzten Ideal entsprechen können? Was Luise davon hielt, wissen wir nicht.

Von jetzt an aber riss die Kette der Stilisierungen nicht mehr ab. 1806 bezeichnete der Gesandte des Kurfürstentums Hannover gegenüber dem preußischen Außenminister die Königin als „Vorbild der Gattinnen und der Mütter.“^v

Alles dieses stammt noch aus der heiteren Zeit, der Zeit vor dem verlorenen Krieg und dem Frieden von Tilsit. Im Oktober 1806 hatte sich Luise von ihrem Mann verabschieden müssen, der nach preußischer Tradition bei seinem Heer blieb und mit diesem die Schlacht von Auerstedt verlor. Nachdem die Nachricht von der verlorenen Schlacht in Berlin eingetroffen war, begab sich Luise mit ihren Kindern auf die Flucht und gelangte erst nach Königsberg, zuletzt nach Memel in den äußersten Winkel ihres Reiches. Von Memel aus wurde sie als die letzte Geheimwaffe der preußischen Politik nach Tilsit geschickt, um dort Napoleon zu treffen und bei diesem gute Stimmung zu machen. Erst ein halbes Jahr vor ihrem Tod, nämlich im Dezember 1809, hat Luise ihre Residenz wieder in Berlin aufgeschlagen.

Über diese Zeit, die düstere Zeit, dichtete Heinrich von Kleist, der Luise 1811 in den Tod nachfolgen sollte:^{vi}

Erwäg ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still Deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie Du das Unglück mit der Grazie Tritt
Auf jungen Schultern hast getragen,

Wie von des Kriegs zerrißnem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schar der Männer zu dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn uns vorgetragen:

O Herrscherin, die Zeit dann möcht ich segnen!
Wir sahn Dich Anmut endlos niederregnen,
Wie groß Du warst, das ahndeten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
 Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
 Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!

Luise war also bereits zum Idol aufgebaut, als nach dem frühen Tod der Königin ihre alte Vertraute Karoline von Berg für das erste Gedenkbuch sorgte. Es kam 1814 anonym heraus, aber bei Hof wusste man natürlich, dass diese Hofdame, eine sehr belesene Frau, die Luise immer mit den Neuerscheinungen des Büchermarkts versorgt hatte, dahinter steckte. Karoline von Berg verklärte den Tod Luises in Hohenzieritz; dabei hatte sie wenig Mühe, die Fakten so zu arrangieren, dass sie dem Ideal der Zeit von einem schönen Tod entsprachen. Die wichtigsten Bestandteile lieferte das Geschehen selbst: Die noch junge, schöne Frau, Mutter so vieler Kinder, von denen die jüngsten noch so klein waren, dass sie den Tod der Mutter nicht begriffen, glücklich verheiratet mit einem König, dem man zumindest nachsagte, dass er ein guter Mensch war, und den manche sogar Friedrich Wilhelm den Gerechten nennen wollten. Dieser König und die ältesten Prinzen waren noch rechtzeitig in Hohenzieritz eingetroffen, um am Sterbebett zugegen zu sein.

Mit der Idolisierung zu Lebzeiten, dem Gedicht, das Heinrich von Kleist auf die Königin gemacht hat, und dem Buch der Frau von Berg war für Luise etwas gelungen, was den Vorgängerinnen nicht beschieden gewesen war. Sie hatten solche tüchtigen Öffentlichkeitsarbeiter nicht gehabt. Von jetzt an war es nachfolgenden Generationen möglich, die Geschichte der Königin Luise um- und weiter zu dichten, und ihr auch Eigenschaften und Anekdoten anzudichten. Was dann bekanntlich auch geschehen ist. Diese Geschichte auszubreiten, ist hier nicht die Zeit.

Vielmehr müssen wir uns der Frage zuwenden, wieso es denn gelungen ist, Luise so erfolgreich zu popularisieren. Es ist ja sehr zweifelhaft, ob man jede beliebige Person zum öffentlichen Idol aufbauen kann, wenn auch unsere heutigen Kulturkritiker der gegenwärtigen Kulturindustrie immer gern unterstellen, dass genau das möglich sei. Ich habe meine Zweifel. Anders herum gefragt, was war an Luise, das sie als Idol empfahl?

Das ist nichts anderes als die Frage nach dem wahren Kern in der Legende.

Zu diesem wahren Kern gehört zunächst einmal, dass wir einen festen Bestand an autorisierten Äußerungen von ihr haben, die so weit echt sind, wie eigenhändig geschriebene Briefe

eben echt sein können. Es gibt auch einen Briefwechsel der Königin Elisabeth Christine mit Friedrich dem Großen, denn beide lebten ja überwiegend getrennt und mussten sich zumindest Höflichkeiten und Dinge mitteilen, die aus den höfischen Repräsentationspflichten erwachsen. Diese Briefe sind auch ausgewertet worden, aber eben, wie man mit Quellen umgeht, wenn man nichts anderes hat.^{vii} Niemand wollte diese Briefe um ihrer selbst willen lesen. Auch viele Briefe Friedrich Wilhelms des Dritten an seine Kinder gibt es, die ich ohne Begeisterung gelesen habe.

Die Briefe der Königin Luise aber hat man immer wieder gern vorgenommen. Sie sind inzwischen auch in wissenschaftlich exakten Ausgaben erschienen, und dabei werden uns auch solche Passagen nicht unterschlagen, die man vor 1918 vielleicht noch aus Etikettegründen oder politischen Rücksichten unterdrückt hätte. Diese Briefe haben den Menschen schon früh gefallen, vor allem ihrer Frische und Lebendigkeit wegen, und weil sie sehr familiär, gefühlvoll und manchmal von respektloser Direktheit sind. Ich sehe in der Tatsache, dass diese Briefe überliefert werden konnten, den zweiten Grund für Luises Popularität. Diese Briefe wurden so berühmt, dass in den Wirren des letzten Kriegsendes, als das Brandenburg-Preußische Hausarchiv ausgelagert wurde und Unbefugte Zugriff darauf hatten, gerade die berühmtesten gestohlen wurden, nämlich genau die, die man schon aus dem Druck kannte. Entweder hat damals ein Liebhaber zugegriffen oder jemand, der schon 1945 die Nervenstärke besaß sich vorzustellen, er könnte diese Autographen eines Tages zu Geld machen.

Luise und ihre Angehörigen schrieben sich meistens auf Französisch, denn insoweit hatte Luises Erziehung dem höfischen Brauch entsprochen. Ab und zu, zum Beispiel gegenüber ihrem Bruder, dem späteren Großherzog Georg, verfiel sie ins Deutsche. Ihre frühen Briefe atmen jugendliche Unbefangenheit und Harmlosigkeit, zum Beispiel dieser, am 25. April 1797 von Berlin aus geschrieben an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der sich in Potsdam zu Militärübungen und Manövern aufhielt. Zu diesem Zeitpunkt war Luise gerade 21 geworden.

„Um Dich dafür zu bestrafen, daß Du Sonnabends so viel Champagnerwein trinkst, teile ich Dir mit, daß ich mich für die ganze Zeit meines Aufenthalts in Potsdam schminken lassen werde, und wenn ich erfahre, daß Du kommenden Sonnabend auch noch soviel trinkst, werde ich es auch in Paretz ebenso machen, ja, ja. Jetzt hast Du Dich nur so zu benehmen, daß ich diese letzte Strafe nicht brauche, denn der ersten entgehst Du nicht mehr, nein, nein. Ich glaube wirklich, ich bin der kleine Amor vom Baume der Diana, der sich verbirgt und immer ruft: ja,ja, nein, nein. [...]

Leb‘ wohl, ich will meine Anmut ausruhen, um frischer zu sein als der anbrechende Morgen. [Sie sollte am nächsten Tag porträtiert werden, um auf Porzellantassen verewigt werden zu können]. Ich fühle es, morgen werde ich selbst Venus eifersüchtig machen. Wenn aber der eifrige Jünger des Mars mich immer lieb hat, überlasse ich Venus gern ihrer Schönheit und Anmut, das *Glück* ist bei mir. Du lieber Kriegsknecht, bleibe mir treu und gut, und mache mich stets so glücklich, wie ich es nun drei Jahre durch dich bin. Deine Luise.^{“viii}

Das war die lustige, unbefangene Luise, die immer wieder an die Fesseln der Etikette erinnert werden musste, und von der manche in Berlin zu dieser Zeit irrtümlicher Weise noch dachten, dass sie ein geistiges Leichtgewicht sei. Einen solchen Ton beherrschte Luise auch noch zu ihrem Lebensende. In Vorbereitung der letzten Reise, die sie hierher, nach Hohenzieritz führte, schrieb sie ihrem Vater:

„Ich komme also Montag, nehme mit großem Dank das *déjeuné fressaille* in Fürstenberg an, und bitte von da um Pferde, auch Gaul genannt. Der König den Donnerstag, auch von da Pferde. Fressaille will er nicht, aber Thee und *dicke* Milch und Butterbrot in Hohenzieritz. Nein, es ist zu schön!^{“ix}

Dazwischen aber entstand der Brief, den sie am 18. Februar 1806 an ihren Bruder Georg geschrieben hat, und der Ernst und Nachdenklichkeit verrät. Zu diesem Zeitpunkt war der Schatten der napoleonischen Hegemonie schon recht lang geworden, und gerade hatten sich die Kurfürsten von Bayern und Württemberg durch Napoleons Gnaden zu Königen erheben lassen. Luise nannte sie die „Zaunkönige“.^x Ihrem Georg vertraute sie an:

„Gott weiß, daß die Einigkeit im Innern doch das Einzige ist, was Glück zu nennen ist; übrigens ist auch alles so *affreux* um und über mir, der Horizont so schwer und grau, weil die Teufel Macht haben und die Gerechten untergehen sollen, daß ich mehr als jemals das Glück erkenne, einen solchen Mann und solche Geschwister zu haben. Ach ja, bester George, das Diadem ist schwer, wenn man gut und ehrlich bleiben will, wenn man nicht schlecht mit Schlechten werden will, wenn einem nicht alle Mittel gleich sind, um das Beste zu erlangen und zu erhalten. Ich bin wieder einmal recht herunter an Leib und Seel‘, und gerne gäbe ich 20 Jahre meines Lebens hin, und hätte ich nur noch zwei zu leben, wenn dadurch die Ruhe in Teutschland und Europa zu erlangen wäre.^{“xi}

Tatsächlich hatte sie noch vier Jahre zu leben, und bis die Ruhe in Teutschland und Europa erlangt war, dauerte es noch weitere fünf.

Auf das Jahr 1805 lässt sich der Moment datieren, zu dem die Königin Anteil an der Politik zu nehmen begann. In den Briefen finden sich zu diesem Zeitpunkt Anspielungen auf das Unglück in der Welt und auf Meinungsverschiedenheiten mit dem König. Doch leide die Häuslichkeit im Ganzen darunter nicht.^{xiii} Zu Anfang des Jahres 1806 schrieb sie an den Außenminister Karl August von Hardenberg, Gerüchte in der Stadt, er wolle den Dienst des Königs verlassen, hätten sie beunruhigt. Sie bat ihn zu bleiben: „Wenn Sie auch nicht all das Gute, das Sie gewiß wünschen, tun können, so können Sie doch *vieles* tun, und es ist mir sehr tröstlich, die Politik in Ihren Händen zu wissen, in den Händen des *achtbarsten* und *reinsten* Mannes, den es gibt. [...] Seien Sie gewiß, daß meine Wertschätzung nur mit meinem Leben enden wird.“^{xiii} Auch diese Worte bekommen einen prophetischen Beigeschmack, wenn man weiß, dass die Königin noch auf dem Sterbebett dem König Hardenberg als seinen wichtigsten Vertrauten anbefohlen hat^{xiv} – ein Vermächtnis, an das sich Friedrich Wilhelm trotz zunehmender Einwände gegen Hardenbergs Politik gehalten hat, bis Hardenberg 1822 gestorben ist.

Napoleon hat von der Tilsiter Begegnung an seine einstige Schmutzpropaganda gegen Luise eingestellt und im Gegenteil dafür gesorgt, dass jetzt respektvolle Bemerkungen über sie in die Öffentlichkeit gerieten. Den König, der ihn hasste und ihm doch auf dem Dresdner Fürstentag 1812 noch einmal unter die Augen treten musste, fragte er in einer barschen Art, die wohl Teilnahme ausdrücken sollte, ob er jetzt Witwer sei.

Im Übrigen aber setzte sich vermehrt fort, was Heinrich von Kleist begonnen hatte. Die verstorbene Königin wurde der Stern, der der Armee voranleuchtete, und das nicht erst im Nachhinein. Vielmehr wissen wir aus einem Brief, den der achtzehnjährige Kronprinz, der spätere Friedrich Wilhelm der Vierte, am 5. April 1813 an seine Schwester Charlotte, die spätere Kaiserin von Russland geschrieben hat, welche Bedeutung Luise für den Eintritt in den Krieg von 1813 gehabt hat:

„Ich war allein in Papa’s Zimmer, als er, die hellen Tränen in den Augen, zu mir sagte: Wollen wir zum Monumente von Mama gehen? ... Ein sonderbarer Zufall wollte, daß grade alle Glocken von Berlin läuteten. Es machte einen himmlischen Effekt – als begleite uns absichtlich dieser Ton, den ich zum letzten Mal am Beisetzungstage im Dom hörte, auf unserer heiligen Wallfahrt ... Das tiefe Halbdunkel, die Heiligkeit des Ortes und die der Stunde ... bewegte mich unbeschreiblich ... Heiße, heiße Tränen fielen auf den Sarg ... Mir war so wehe, so wohl ... Außer der Türe, auf den Stufen standen wir wohl an zehn Minuten. Papa konnte

sich gar nicht entschließen, die Türe zu schließen ... Als die Öffnung nur noch eine kleine Ritze betrug, schauten wir noch immer nach dem trübe schimmernden Sarge.^{xxv}

Von hier aus war der Weg frei zur Stiftung des Eisernen Kreuzes, die auf den Geburtstag Luises, den 10. März, datiert wurde, und zu allem Weiteren. Die Verschmelzung des Nationalen mit dem Christlichen, die der junge Prinz da unter der Hand vorgenommen hatte, hat sich im 19. Jahrhundert als ebenso erfolgreich wie folgenreich erwiesen. Für diejenigen unter uns, die damit nichts mehr anzufangen wissen, empfehle ich, ganz einfach wieder die Briefe Luises vorzunehmen, um zu wissen, was wir auch heute noch an ihr haben können.

Ich danke Ihnen.

ⁱ Michael Salewski: Revolution der Frauen. Konstrukt, Sex, Wirklichkeit (Historische Mitteilungen, Beiheft 75) . Stuttgart 2009, S. 135.

ⁱⁱ Philipp Demandt: Luisenkult. Die Unsterblichkeit der Königin von Preußen. Köln, Weimar, Wien 2003, besonders Kapitel 13: Die Nymphe, und Kapitel 19: Der Tugend ein Denkmal.

ⁱⁱⁱ Vgl. Salewski, Revolution der Frauen, S. 110.

^{iv} Vgl. Tessa Klatt: Königin Luise von Preußen in der Zeit der Napoleonischen Kriege (Schriften der Kriegsgeschichtlichen Abteilung im Historischen Seminar der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin, Heft 20). Berlin 1937.

^v Vgl. Thomas Stamm-Kuhlmann: War Friedrich Wilhelm III. von Preußen ein Bürgerkönig? In: Zeitschrift für Historische Forschung 16(1989), S. 452.

^{vi} Dritte Fassung.

^{vii} Vgl. Karin Feuerstein-Praßer: Die Preußischen Königinnen. München/Zürich 2008, und die dort angeführte ältere Literatur.

^{viii} Luise an den Kronprinzen. Berlin, 25. April 1797. In: Malve Gräfin Rothkirch (Hrsg.): Königin Luise von Preußen. Briefe und Aufzeichnungen 1786-1810. München 1985, S. 121.

^{ix} Luise an ihren Vater. Charlottenburg, 22. Juni 1810. Rothkirch S. 568f.

^x Luise an ihren Schwager Karl Alexander, Fürsten von Thurn und Taxis. Berlin, 8. Februar 1806. Rothkirch S. 255.

^{xi} Luise an ihren Bruder Georg. Berlin, 18. Februar 1806. Rothkirch, S. 255f.

^{xii} Luise an ihren Bruder Georg. Berlin, 8. Dezember 1805. Rothkirch, S. 253f.

^{xiii} Luise an den Freiherrn von Hardenberg. Rothkirch, S. 254.

^{xiv} Aufzeichnung Friedrich Wilhelms III. In: Heinrich Otto Meisner (Hrsg.): Vom Leben und Sterben der Königin Luise.

^{xv} Kronprinz Friedrich Wilhelm an Prinzessin Charlotte, Penig, 5. April 1813. In: Hermann Granier (Hrsg.): Hohenzollernbriefe aus den Freiheitskriegen 1813-1815. Leipzig 1813, S. 10f.